

a wider audience that may not have been concerned with the finer details of the possibly constitutional arrangements of a hypothetical super-empire.

Bell makes a strong and convincing case for the importance of speculative fiction, in particular, to Anglotopian visions and the project of promoting them. But, it remains unclear whether Anglotopia was indeed a “cyborg” project of techno-scientific utopianism through and through, as Bell suggests it was. Carnegie and Rhodes do not appear to be technophilic utopians as much as they seem to be – especially when read through Stead – quasi-spiritualist, messianic figures concerned with old categories of religion and language as the foundation of a race unity. Likewise, the concluding contrasts *Dreamworlds of Race* draws between Anglotopianism, the “Afro-Modernity” of early twentieth African American thinkers like W. E. B. DuBois, and the liberatory potential of the “steampunk politics” in contemporary speculative fiction are simultaneously too brief and potentially overstated. Surely the contestations of early twentieth-century Anglophone white supremacy emerging from the other side of the colour line were equally as rich and varied as the differences that separated Rhodes from, say, Wells. And the reader is left wondering what “steampunk politics”, fully realized, might actually look like as a political programme. Still, *Dreamworlds of Race* not only helps to contextualize today’s more classical revivals of white supremacy on both sides of the pond but also will perhaps attune researchers and students alike to ways that white supremacy can course its way through the veins of techno-utopian titans of neo-liberal (post-)industry. Bell’s work

is a reminder of that other meaning of utopia – as no place at all, thrown up as a mirage to obscure the rotten core of an earlier paradise.

**Jan Bemann/Dittmar Dahlmann/
Detlev Taranczewski (Hrsg.): Core,
Periphery, Frontier: Spatial Patterns
of Power (= Schriftenreihe des SFB
1167 „Macht und Herrschaft – vor-
moderne Konfigurationen in trans-
kultureller Perspektive“, Bd. 14),
Göttingen: V&R unipress, Bonn
University Press, 2021, 406 S.**

Rezensiert von
Klemens Kaps, Linz

Die theoretischen und methodischen Veränderungen, welche der *spatial turn* seit den 1990er Jahren für geschichtswissenschaftliches Arbeiten hervorgerufen hat, wurden insbesondere in der Globalgeschichte manifest. Als neu entstandene Subdisziplin wurde sie aufgrund ihrer offenkundigen raumwissenschaftlichen Ausrichtung besonders stark von der Neubestimmung des Verhältnisses der Geschichtswissenschaft zu räumlichen Bezügen geprägt. Dies verdient insofern Aufmerksamkeit, als mit den Arbeiten Braudels und Wallersteins zwei prägende Meisterzählungen erheblichen Einfluss auf die Formierung globalgeschichtlicher Fragestellungen und Zugänge ausübten, bei denen räumlichen Überlegungen nicht nur als Strukturprinzip entscheidende Rollen zukamen. Noch

entscheidender ist vielmehr der Umstand, dass beide Werke unterschiedlich konzipierten Interaktionsräumen folgten, selbst wenn sie dies begrifflich nicht so fassten.

Dass diese retrospektiv oft als innovativ eingestuften Arbeiten gerade aufgrund ihrer als raumdeterministisch und linear wahrgenommenen Konzeption von den Ansätzen des *spatial turn* besonders stark kritisiert wurden, erklärt sich gleichermaßen aus der kulturwissenschaftlichen Grundierung des neuen Paradigmas als auch aus der Skepsis gegenüber großen Metanarrativen. Genau an diesem Punkt setzt der von Jan Bemann, Dittmar Dahmann und Detlev Taranczewski herausgegebene Sammelband an. Die Herausgeber versammeln in dem Band eine beachtliche Zusammenschau theoretischer, wissenschaftshistorischer wie empirischer Fallstudien, die sich allesamt kritisch-reflexiv mit dem Zentrum-Peripherie-Modell auseinandersetzen, das in den vergangenen Jahren aus postkolonialer Perspektive, jüngst auch seitens der *New Imperial History* infrage gestellt worden ist.

In dem Band soll daher einerseits die „Lösung“ der „Thematik von Zentrum und Peripherie“ von „raumdeterministischen Ansätzen“ verfolgt werden, um „die Räumlichkeit des dichotomisch verwalteten und gestalteten Raumes besser in den Fokus“ zu rücken, wie Daniel Schley und Detlev Taranczewski in ihrer Einleitung festhalten (S. 15). Daraus folgt die Anerkennung, wonach „Zentren und Peripherien [...] eben keine soziale oder geographische Gegebenheit [sind], sondern eine Variante sich wandelnder kollektiver, kultureller Raumpraktiken und deren Repräsentationen“ (ebd.). Zugleich melden Schley und Taranczewski Vorsicht gegenüber einer

reinen kulturwissenschaftlichen Lesart des Zentrum-Peripherie-Modells an, da sie die Tendenz orten, „soziale Prozesse unter der Hand doch wieder auf eine objektiv gedachte Natur zurückzuführen“ (S. 16).

Aus dieser erfrischenden theoretischen Grundsatzbestimmung, welche die Dichotomie zwischen strukturellem Determinismus einerseits und kulturwissenschaftlichem Relativismus andererseits überwindet, folgt dann eine Definition von Zentrum und Peripherie als raumbezogenen, sich gegenseitig bedingenden Machtbegriffen, die „asymmetrische Machtverhältnisse durch positionelle Zuordnung festigen“ und „Ergebnisse sozial wirksamer, mentaler Raumsortierungen, die selbst Machterzeugnisse sind“ (S. 19). Zugleich wird der berechtigte Einwand der postkolonialen und kulturwissenschaftlichen Kritik, dass es sich weder um starre noch um eindeutige Zuschreibungen handelt, einbezogen und die dynamische Positionsveränderung ebenso betont wie das Bestehen von Zwischenräumen.

Mittels dieser umfassenden Definition wird zwar an ursprüngliche Theorien wie Wallersteins Weltsystemanalyse und Luhmanns Systemtheorie angeknüpft, ihre Prämissen werden jedoch ausgeweitet, womit eine sowohl inhaltliche als auch chronologische Erweiterung der Perspektive einhergeht: Anders als bei Braudel und Wallerstein wird nicht eine welthistorische Zäsur im Hochmittelalter bzw. der Frühen Neuzeit für eine dann neu entstehende Hierarchisierung des Raums gesetzt, die sich von Europa ausgehend auf den gesamten Globus ausbreitet. Vielmehr verfolgen die 14 Autor:innen des Sammelbands einen chronologisch wie räumlich offenen Zugang und setzen das Zentrum-Periphe-

rie-Modell zur Untersuchung verschieden gelagerter räumlicher Machtkonfigurationen ein. Dementsprechend sind die Beiträge des Werks, das die auf mehreren Tagungen vorgetragenen Ergebnisse des Bonner Sonderforschungsbereichs „Macht und Herrschaft – Vormoderne Konfigurationen in transkultureller Perspektive“ versammelt und in einen wissenschaftlichen Diskurszusammenhang bringt, nicht chronologisch, sondern thematisch geordnet. Am Anfang steht eine theoriegeleitete, wissenschaftsgeschichtliche Auseinandersetzung mit dem Konzept. Stefan Breuer analysiert klassische Texte aus der Soziologie, von Spencer über Durkheim bis Luhmann, und arbeitet heraus, wie sich Luhmann in Reaktion auf die Parsons-Schule als auch die weltsystemischen Ansätze Wallersteins und Galtungs von der früheren „differenzierungstheoretisch ausgerichteten Soziologie“ (S. 62) abwandte. Allerdings blieb Luhmanns Zentrum-Peripherie-Modell explizit nicht auf die Moderne beschränkt, sondern bezog sich auch auf vormoderne Gesellschaften. Anna Flückiger setzt sich kritisch mit der Anwendung des Zugangs in der Ur- und Frühgeschichte auseinander und unterzieht das immer noch einflussreiche zentralörtliche Modell Walter Christallers und seiner Rezeption im Fachdiskurs einer akribischen Analyse. Dabei werden die epistemologischen völkischen Grundlagen von Christallers Theorie mitsamt all ihren problematischen Verzerrungen und Leerstellen herausgearbeitet, insbesondere jedoch auf die bereits erfolgten Korrekturen unrichtiger Annahmen der Theorie verwiesen. Am Ende steht die Schlussfolgerung das hierarchische Modell neu zu denken, dabei allerdings die Begriffe Zentrum und

Peripherie nicht gänzlich oder grundsätzlich über Bord zu werfen, hingegen sehr wohl ihre konkrete Bedeutung kohärent zu definieren, um verzerrende (Rück-)Projektionen imaginierter wie realer gesellschaftlicher Verhältnisse auf vormoderne Gesellschaften zu vermeiden.

Christoph Ulf analysiert die Beeinflussung der Machtvorstellung im griechischen Epos *Ilias* die Ablehnung eines auf fixierten Parametern beruhenden Zentrum-Peripherie-Rasters. Als nützlicher erweise sich vielmehr das Konzept der kulturellen Kontaktzonen als einem „fluiden Raum von Interaktionen“ (S. 108), der an die stelle a priori definierter, fester physisch-räumlicher Einheiten tritt. Solcherart lässt sich der Raumbegriff weiter differenzieren und mit konkreten Akteuren in Verbindung setzen, allerdings kommt auch dieser Ansatz nicht ohne schematische Konzeptualisierungen aus – beispielsweise hinsichtlich der Art des Transfers. Zugleich stellt sich die Frage, ob nicht die räumliche Ebene, auf der hierarchische Machtbeziehungen verortet werden, eigentlicher Ansatzpunkt der Kritik ist und nicht so sehr die raumbezogene Machtbeziehung an sich, die im Begriffspaar Zentrum/Peripherie zum Ausdruck kommt.

Diana Ordubadi und Jan Kusber untersuchen in ihren Beiträgen unterschiedliche Raumhierarchien im frühneuzeitlichen Russländischen Reich: Während Ordubadi den Blick auf die Legitimationsstrategien des imperialen Zentrums in Bezug auf die Nachfolgetheorie der Zentren Rom und Konstantinopel sowie einer dichotomen Zuschreibung zwischen imperialer, positiv konnotierter Innen- und extraterritorialer, pejorativ gedeuteter Außenwelt richtet, zeigt Kusber an den drei Beispielen Kasan,

Georgien und der Ukraine die Modi von Inkorporation imperialer Peripherien in einem Wechselspiel aus Autonomie und Subordination. Zwar waren diese Gebiete bei ihrer Inkorporation in das Russländische Reich für die Definition des imperialen Status räumlich wie auch ideologisch zentral und wirkten zudem mit ihren kulturellen Traditionen auf das imperiale Zentrum zurück und trugen zu dessen Redefinition bei. Allerdings veränderte sich durch die fortschreitende Expansion des Zarenreichs im 18. Jh., insbesondere durch die Annexion der Krim und die Teilungen Polens, der Status dieser drei Räume innerhalb des imperialen Rahmens.

Diese Beiträge zeigen ebenso wie die Aufsätze von Peter Schwieger zu Tibet, Ishayahu Landas zum chinesischen Yuan-Reich und seinen nördlichen Gebieten und Karl Fridays sowie Satoru Kuroshimas zu Japan den Gewinn einer dynamischen Zentrum-Peripherie-Konstruktion, die politisch, sozial und kulturell gleichermaßen sensibel ist und im Sinn Schwiegers systemtheoretisch interaktiv ausgerichtet bleibt. Die Fokussierung verschiedener asiatischer Regionen und Imperien, ausgehend vom eurasischen Übergangsraum Russland, fördert dabei nicht nur die Relativität räumlicher Hierarchien innerhalb der einzelnen Weltregionen und Imperien zutage, indem periphere Gebiete niemals vollständig unter die Kontrolle des Zentrums gebracht werden konnten und die ihrerseits oftmals Subzentren kultureller und sozialer Art ausbildeten. Darüber hinaus macht der Blick nach Tibet und Yuan-China sino-zentrische Narrative deutlich, was die Notwendigkeit, Zivilisierungsmissionen oder andere räumlich orientierte, kulturell wie sozial grundierte

Machtlegitimationen in einem multipolaren Rahmen zu verorten, unterstreicht. Diesem Anliegen folgen grosso modo auch die drei abschließenden Beiträge des Bandes, welche anhand kunstgeschichtlicher Entwicklungen im antiken Ägypten, dem mittelalterlichen Gotha und dem frühneuzeitlichen Burgund zeigen, dass auf der symbolischen Ebene Peripherien in multiple Zentralräume hineinwirkten, zugleich auch deren Dominanzanspruch unterminieren konnten. Insgesamt zeigt der Band in einer eindrucksvollen räumlichen, chronologischen wie thematischen Vielfalt die Nützlichkeit der Analysekategorien „Zentrum/Peripherie“ in der historischen Forschung. Die Voraussetzung dafür – eine theoriegeschichtlich kritische Eigenreflexion gepaart mit dem Aufgreifen der Erkenntnisse kulturwissenschaftlicher und postkolonialer Debatten hinsichtlich der räumlichen und zeitlichen Dynamik, der Relativität zwischen beanspruchter und ausgeübter Macht – erfüllt der Band auf eindrucksvolle Art.